

sprachlichen Vorbilder nennt und der strengen Wissenschaftssprache die umgreifende lebensweltliche Totalität und ihre Sprache gegenüberstellt. „Gelehrte Prosa“, so kennzeichnet G. den von ihm selbst bevorzugten, auch in diesem Band sich durchhaltenden Stil, und so werden die beiden letzten Vorträge – unbeabsichtigt – zu einem freilich nicht unberechtigten Lob des Autors selbst.

K. SCHANNÉ

BRUGGER, WALTER, *Kleine Schriften zur Philosophie und Theologie*. München: Berchmans 1984. 632 S.

Ein Band, gewichtig an Umfang und Inhalt! Er spiegelt das Lebenswerk eines scharfsinnigen Mannes wider, der sorgfältig und zuverlässig arbeitet. Sein gründliches und klares Denken vermag er in einer Sprache mitzuteilen, die für den Mitvollziehenden ebenso verständlich wie angenehm zu lesen ist.

Seiner Grundhaltung nach ist der Vf. ein christlicher Philosophierender, der das scholastische Erbe lebendig aufnimmt und fortbildet. Dabei hat er an der Erneuerung teil, die von einem Mann wie Maréchal ausgeht. Das zeigt sich an dem alle Darlegungen durchdringenden Zurückführen auf das Sein, das jede essentialistische Verengung hinter sich läßt; auch an der transzendentalen Besinnung, die nach den Bedingungen der Möglichkeit menschlichen Tuns fragt. So kommt es zu der für die Gründung der Metaphysik unerläßlichen transzendentalen Verifikation, wenn auch diese Benennung nicht aufscheint. – Was die Auseinandersetzung mit der modernen Philosophie betrifft, so erweist sich B. vor allem als ein wirklicher Kenner Kants, dessen Auffassung vom Sein, vom Unbedingten und vom höchsten Gut er treffend beleuchtet. Auch mit dem dialektischen Materialismus hat er sich eingehend beschäftigt, was der Aufsatz über die materialistische Naturdialektik belegt, der auf das Buch „Der dialektische Materialismus und die Frage nach Gott“ hinweist. Desgleichen ist B. die sprachanalytische Forschung vertraut, deren Ansätzen er bei Thomas nachspürt. Eigene Untersuchungen widmet er der Modalität einfacher Aussageverbindungen, der den übrigen Modalitäten zugrunde liegenden Übermodalität der Notwendigkeit sowie den ontologischen Grundlagen der Logistik. Wenigstens gelegentlich wenden sich die Erörterungen dem Deutschen Idealismus, Schopenhauer, Nietzsche und der Existenzphilosophie zu; dagegen spielt die von Freud ausgehende neuere Psychologie kaum eine Rolle; Kierkegaard wird nie erwähnt. – Der Thematik nach bewegen sich die meisten Abhandlungen in der philosophischen Gotteslehre, die B. ja auch in einem eigenen starken Band entwickelt hat. Namentlich arbeitet er die Eigenart des Gottesbeweises heraus. Obwohl er dessen überlieferte Ausprägungen für durchaus schlüssig hält, geht er doch auf seine transzendente Grundstruktur zurück. Diese setzt bei dem in jeder Aussage des Seienden enthaltenen Sein an; das Moment der Fülle tritt hinter dem der Setzung zurück, wenn auch der Vf. das thomistische Limitationsprinzip verteidigt. Entschieden betont wird die Überbegrifflichkeit des Seins (515), das im Seienden „sich selbst entfremdet ist“ (551) und deshalb über sich hinaus – und auf das subsistierende Sein verweist. Da in der absoluten Setzung des Urteils immer schon das Absolute mit-gesetzt ist, wird im Gottesbeweis „bloß die einschlußweise Setzung explizit gemacht“ (439). Anders ausgedrückt, wird dem Geist nur gezeigt, „daß er in seinen Vollzügen immer schon zu Gott gegangen ist“ (ebd.) Trotz dieses Zusammenhanges möchte B. nicht von einer impliziten Gotteserkenntnis, sondern allein von einer impliziten Gottesbehauptung sprechen. Wie in der hier spielenden Implikation das Kausalprinzip miteingesehen wird, entfaltet der Vf. nicht. Wenn im selben Zusammenhang das Metaphysische als das „prinzipiell Unerfahrbare“ (253) bezeichnet wird, kommt die „metaphysische Erfahrung“ nicht zur Geltung, die nicht allein „durch die Tatsachen der Mystik nahegelegt wird“ (257, Anm.).

Aus den übrigen Themen heben wir zunächst die wesentliche Bemerkung hervor: eine philosophische Frage ist eine solche, „die ihre Antwort in sich selbst enthält“ (585). Wie das Weiterführen scholastischer Grundlagen zu hilfreichen Problemlösungen gelangt, zeigen die besonders für die Sozialphilosophie nützlichen Darlegungen über das „Mitsein“, die vom Sein her geschehende Durchdringung der Evolution, die Ausführungen über die Gegenstandskonstitution im Dienste einer realistischen Erkenntnis-

theorie, über die Verleiblichung des Wollens und über die Wiederverkörperung. – Neben den philosophischen Themen nehmen jene aus der Theologie nur einen geringen Raum ein, wobei jedoch bemerkenswert mutige Vorstöße nicht zu übersehen sind. So werden aus der Veränderlichkeit, die der Unveränderlichkeit der Menschennatur und des Sittengesetzes innewohnt, Folgerungen gezogen, die für die Sexualmoral bedeutsam sind. Auf ähnliche Weise werden bezüglich der Abtreibung wichtige Gesichtspunkte verdeutlicht, die zur Beurteilung von Eingriffen nicht zu vernachlässigen sind (bes. 595). Schließlich werden bezüglich der Einigung der Kirchen Wege eröffnet, die sich in der Richtung des neuerdings erschienenen Buches von H. Fries und K. Rahner bewegen (bes. 618f.). – Erwähnung verdient, daß die wissenschaftliche Abhandlung durch einige Vorträge und Aufsätze für weitere Kreise ergänzt werden, deren Darstellungsweise dem gesteckten Ziel entspricht. Weniger geglückt scheint dem Rez. die Abhandlung „Christliches Weltbild und Metaphysik“ (54–70) zu sein.

Die in Ungarn erfolgte Drucklegung des Bandes bringt es mit sich, daß trotz gewissenhafter Korrektur mehr als gewöhnlich Druckfehler zu finden sind. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien notiert: 20 m, 52 u, 61 m: vorhandenen, 96 m: Vergangenheit – Aussagen, 99 u: secundum, 163 u: an sich, 186 m: sein, 243 o: ihre, 245 m: vieles verkehrt, 257, Anm: passiv, 266 u: beschränkt, 271, Anm. 3: klingen-den, 526 m: das, 558 m: nicht, 582 u: principia, 594 u: aktuellen. J. B. Lotz S.J.

LOTZ, JOHANNES B., *Ästhetik aus der ontologischen Differenz. Das An-wesen des Unsichtbaren im Sichtbaren* (Münchener Philosophische Studien Bd. XVI). München: Berchmans 1984. 223 S.

Das Philosophieren des Verf. über Schönheit und Kunst hatte – über Aufsätzen und Beiträgen und zahlreichen Hinweisen in seinen anderen Büchern – vor zwanzig Jahren einen gewissen Abschluß in dem römischen Vorlesungs-Skript von 1964/65 gefunden: *Aesthetica Philosophica seu Ontologia et Metaphysica pulchri et artis*. Das vorliegende Buch ist nun die Ausführung jener 90seitigen Skizze. „Das Schöne im weitesten Sinne“ wird untersucht „mit Hilfe der Grundgegebenheiten der Ontologie, d. h. im Lichte des Seins selbst und vor allem der transzendentalen Attribute des Seins; diese Untersuchung vollzieht die dem Sein zugeordnete Vernunft, die dabei die ästhetische Erfahrung auslegt, von der sie genährt und geführt wird. Letzten Endes mündet die Ontologie in die Metaphysik ein ...“ (22). – Das geschieht – nach einer „geschichtlichen Besinnung“ von der Antike bis zur zeitgenössischen Philosophie (wobei freilich Stimmen nach Heidegger nicht mehr wirklich gehört zu sein scheinen) – in drei Schritten.

Teil I gilt dem phänomenologischen Aufweis, orientiert an den beiden Bestimmungen des Aquinaten „pulchra sunt quae visa placent“ und seines Lehrers Albert, Schönheit sei der „splendor formae“. – Schauen und Gefallen einen jeweils geistiges Erfassen und sinnliche Anschauung, geistiges und sinnliches Gefallen und sind ihrerseits geeint in der ästhetischen Erfahrung. Diese Durchdringung geschieht im „Herzen“, als relative Vollendung. Vollendung als Einung, relativ, weil nur er-lebt, nicht schon gelebt. (Der „Mitte“ stellt L. die Wurzel oder die Spitze des Geistes gegenüber – was Rez. für die sittliche Tathandlung voll unterschreibt, weniger bezüglich einer an Hegel gemahnen Überordnung „jeder Wissenschaft und namentlich ‚der‘ Philosophie“ – 67.) – Dem Herzen erscheint das Schöne: als Einung von äußerer und innerer Form und als das Leuchten beider, zumal als Leuchten der inneren in der äußeren Form. Als Vollstruktur der Schönheitserfahrung ergibt sich derart ein Schauen-Gefallen als Leuchten der Form und umgekehrt, in der Erfahrung des strahlenden Objekts wie in Miterfahrung des erlebenden Subjekts: als „Quasi-Ineinsfall“ von beidem. – Teil II bringt die ontologische Durchdringung und metaphysische Rückführung des Gezeigten. L. sieht das Schöne als Transendentale, das freilich zu unum, verum, bonum nicht eine ganz neue Qualität hinzufügt, sondern deren Einheit und strahlenden Vollendungszustand besagt. Das ist der Ort, sowohl den Rigorismus Kierkegaards als auch den Ästhetizismus abzuweisen; wobei Rez. auf eine Schwierigkeit stößt: läßt sich das transendentale Schöne so umstandslos mit der Schönheit des *l'art pour l'art* identifizieren – und ist es